

gänger Herodot und Ktesias) stark auf die Erwartungen seiner griechischen bzw. makedonischen Leser Rücksicht zu nehmen hatte. Den Versuch des kilikisch-armenischen Königs Toros II., im 12. Jh. das „Heilige Land“ zu kolonisieren, stellt *Fabio Martellis* Aufsatz „Il progetto di colonizzazione Armena dell Terra Santa nell 'eta' di T'oros II“ ausführlich vor.

Um die Ergebnisse zusammenzufassen: Der voluminöse Band belegt eindrucksvoll drei Dinge: zum einen, dass Wirtschaftsgeschichte sich besonders gut für interdisziplinäre Forschung eignet; zum zweiten, dass das Potenzial der altorientalischen Quellen in dieser Hinsicht immer noch unterschätzt wird; und zum dritten, dass moderne wirtschaftstheoretische Überlegungen durchaus nutzbringend auf das Altertum angewendet werden können. Relativ viele Beiträge befassen sich explizit oder implizit mit Karl Polanyis Wirtschaftskonzepten (mustergetriggert hierzu der Beitrag von *Astrid Möller*). Andere wirtschaftstheoretische Überlegungen – etwa von Max Weber oder Josef Schumpeter – sind dagegen nur en passant erwähnt. Hier liegen noch Felder für weitere Forschungen brach. Die Mittel, sie zu bestellen, hat der vorliegende Band aufgezeigt.

Klaus Geus

Ann Hughes: *Gangraena and the Struggle for the English Revolution*, Oxford: Oxford University Press 2004, 482 S.

Ronald Hutton: *Debates in Stuart History*, Houndmills/ Basingstoke: Palgrave Macmillan 2004, 239 S.

Allan I. Macinnes: *The British Revolution, 1629-1660* (= *British Studies Series*), Houndmills/Basingstoke: Palgrave Macmillan 2005, 335 S.

Als Einführung für Studenten und Lehrer ist der Band „Debates in Stuart History“ von *Ronald Hutton* gedacht. Zum Teil handelt es sich dabei um Überarbeitungen von bereits in anderen Büchern erschienenen Beiträgen. Der erste Essay ist der Beitrag „Revisionism“, der ein an den Universitäten der Vereinigten Staaten, Kanadas und Großbritanniens aufgetretenes Phänomen, die seit den 1970er Jahren in Teilen der Geschichtswissenschaft vorgedrungene Revision vor allem der britischen Geschichte zwischen 1500 und 1800, diskutiert. Konzentrierten sich die Revisionsversuche anfangs auf die Historiographie der frühen Stuartzeit, so kamen bald weitere Themen hinzu, so die Reformation in England, d. h. die Zeit der Tudorherrschaft. Im Revisionismus sieht *Hutton* ein Produkt veränderter gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse, die in der Ausweitung des Universitätsstudiums in Westeuropa und Nordamerika in den 1950er und 1960er Jahren zum Ausdruck kamen. Die gestiegene

Anzahl der Fachhistoriker machte eine Vervielfachung unterschiedlicher Standpunkte ebenso wie die Reduzierung des Einflusses einiger hervorragender Gelehrter bei der Vergabe von Stellen möglich, was Unabhängigkeit unter den Jüngeren förderte. Ein weiterer Punkt ist das, was *Hutton* eine „archival revolution“ nennt, das außerordentliche Wachstum der in Großbritannien von regionalen Archiven in der Nachkriegszeit gehaltenen Sammlungen. Historikern stand damit eine vorher nicht gekannte Menge an unveröffentlichtem Quellenmaterial zur Verfügung, was die Ausarbeitung bereits angedachter Forschungsvorhaben auf einer breiteren Quellengrundlage ermöglichte.

Die Erweiterung der Quellenbestände, die Ausdehnung der höheren Bildung und eine Wertverschiebung in den 1960er Jahren macht *Hutton* für Veränderungen der akademischen Arbeit, was Quantität und Qualität betrifft, verantwortlich.

Peter Lakes, Johann P. Sommervilles und David Cannadines Einschätzung des Revisionismus als einem Produkt derselben politisch-ideologischen Konjunktur, die auch den Thatcherismus hervorbrachte, stimmt *Hutton* in der vorgebrachten Form nicht zu. Er sieht im Revisionismus keine Reaktion – wie es der Thatcherismus war – auf radikale libertäre Bewegungen der 1060er Jahre, sondern eines ihrer Produkte. Das gelingt *Hutton* allerdings nur durch die Verneinung der Tatsache eines

stark konservativen und traditionell politikgeschichtlichen Grundzugs der revisionistischen Forschung (denn was ist „The Civil War was now viewed firmly as the product of short-term political problems“, S. 16) anderes als eine eng gefasste, politikgeschichtliche Herangehensweise?), aus deren Reihen sich erst in einer späteren Phase einzelne Historiker kulturgeschichtlichen Fragen zuwandten. Widerspruch fanden revisionistische Ansätze aus einer Gruppe Historiker in den 1980er Jahren, zu der *Hutton* u. a. Sommerville, David Underdown und *Ann Hughes* zählt. Bei aller Unterschiedlichkeit ihrer Themen und Traditionen bemängelten diese Wissenschaftler die unzureichende Berücksichtigung ideologischer, kultureller und sozialer Faktoren bei der Formierung der revolutionären Konfrontation in der ersten Hälfte des 17. Jh.s durch die Revisionisten.

Zu den Eigenheiten der britischen Geschichtsdebatten gehört auf Grund der starken historischen Bindungen der Staaten und der personellen Verflechtung und Interaktion der akademischen Gemeinschaften sowohl die Beteiligung von US-amerikanischen Historikern, die meist selbst auf dem kontrovers behandelten Forschungsgebiet tätig sind, wie auch die Verarbeitung und Einbeziehung von in den USA entwickelten Ideen durch (oft in den USA tätige) britische Wissenschaftler. In den USA wurde die Geschichtsforschung vielfach in einer Auseinan-

dersetzung mit einem englischen bzw. britischen Erbe betrieben; die Kämpfe zwischen Krone und Parlament, die Konflikte um die Religion im England des 17. Jh.s waren entscheidend für das Selbstbild der amerikanischen Geschichtswissenschaftler und die Sinnhaftigkeit der historischen Darstellung, bis es in den 1980er Jahren zu einer Wandlung kam. Nun wurde dieses weiße, protestantische und angelsächsisch geprägte Selbstbild als einschränkend, elitär und trennend attackiert – eine multikulturell orientierte Identität der US-Amerikaner trat zunehmend an dessen Stelle. Die USA sollen demnach ein globaler Mikrokosmos sein, der das Ideal der Einheit vieler nationaler Traditionen verkörpert.

Die anfänglich starke Beteiligung von US-amerikanischen Historikern, die das englische Erbe nur noch als einen unter mehreren Traditionssträngen behandelten, beeinflusste die britische Debatte; eine in der Folgezeit stärkere Konzentration der Revisionismus-Kontroverse auf britische Universitäten und der Wiederhall in der britischen Presse wurde von einer zunehmenden, eher der britischen Tradition entsprechenden Suche nach Verbindungen zwischen sozialen und politischen Entwicklungen begleitet (*Hutton* ordnet das amerikanische Interesse als ein stärker verfassungsgeschichtlich orientiertes ein). Auch die vormalig an ökonomischen Erklärungen historischer Ereignisse interessierten Wissenschaftler favorisieren

mittlerweile eine Interpretation auf der Grundlage einer Analyse kultureller Kräfte, was die britische Debatte wieder stärker an nationaler Geschichte orientiert. Ursprünglich durch die US-amerikanische Beteiligung zu einem internationalen Ereignis geworden, ist mittlerweile wieder ein stärker britischer Grundzug in der Diskussion hervorgetreten. Zudem ließ die Etablierung revisionistischer Historiker in der Hochschulbildung die Kontroverse inzwischen abklingen.

Weitere Beiträge des Bandes lauten „The Great Civil War“ und „The New Framework for Early Stuart Studies“. Außerdem schreibt *Hutton* über „Oliver Cromwell“, „Charles II“ und „The Glorious Revolution“. In „The Great Civil War“ beschäftigt sich *Hutton* mit der Vorliebe der Revolutionshistoriker für die parlamentarische Seite des Bürgerkriegs. Ansonsten geht es um die Moden des akademischen Betriebs, zu denen die Konzentration auf Fragen der lokalen Vorgänge in den einzelnen Grafschaften in den 1970er Jahren und eine Abwendung der akademischen Geschichtswissenschaft von solchen Fragen in den 1980er Jahren gehören.

Interessante Ergebnisse brachte die seit den 1980er Jahren vorangebrachte Archäologie des Bürgerkriegs; die systematische Ausgrabung von Verteidigungsanlagen gab Aufschluss über die Gründe für Erfolg (Bristol) und Misserfolg (Gloucester) royalistischer Belagerungen feindlicher Städte.

In „The New Framework for Early Stuart Studies“ wendet sich *Hutton* ausführlich der „Einführung“ einer britischen Dimension in das Studium der Konflikte des 17. Jh.s zu. So gab es in den frühen 1990er Jahren eine Tendenz unter Herausgebern und Autoren, ein Kapitel über die britische Dimension oder das britische Problem der konventionellen Behandlung ihrer Themen anzuhängen, wodurch der Eindruck einer Bereicherung der englischen Geschichte durch schottisches und irisches Material entstand.

„By defining a ‘British’ dimension simply as a non-English one, the new historiography threatened to produce an Anglocentricity as crass as the old kind that had ignored the other nations“ (S. 73). Mittlerweile ist die Historiographie flexibler geworden, nutzt verschiedene Herangehensweisen, und eine Perspektive der drei Königreiche (England, Schottland und Irland) für die frühe Zeit der Stuartherrschaft ist nun Bestandteil der Forschung.

Eine Tendenz bei der Untersuchung der Glorreichen Revolution von 1688/89 ist die Betonung des europäischen Kontextes z. B. in den Arbeiten von Jonathan Israel und Jonathan Scott. Das Eingreifen von Wilhelm von Oranien und seiner Truppen macht diesen Vorgang zu einem niederländischen bzw. europäischen Unternehmen. Andererseits hat auch die Glorreiche Revolution an Bedeutung für die Interpretation der Amerikanischen Revolution verloren, und für

die Identitätsstiftung der Nordamerikaner ist die multikulturelle Orientierung in diesem Zusammenhang ebenfalls wichtiger: „The tendency of Americans to regard the events of 1688 as a vital prerequisite for their own Revolution and War of Independence has waned with the reconstruction of American identity upon a supranational and multicultural basis.“ (S. 193)

Ein Ergebnis revisionistischer Kritik an der älteren Geschichtswissenschaft war die Erforschung der Stuartzeit in ganz Großbritannien statt der hergebrachten Konzentration auf England.

Allan I. Macinnes wendet sich gegen einen von ihm festgestellten Trend neo-whiggistischer Geschichtswissenschaft, des „nation building of the Whig tradition“, mit ihrer Insularität, Selbstbeobachtung und der Trennung von inländischer und imperialer Geschichte. Statt dieser von ihm konstatierten anglozentrischen Perspektive möchte *Macinnes* die schottischen und irischen Stränge der Geschichte mit ihren vielfältigen Verbindungen zum Kontinent – also auch den europäischen Kontext – gewürdigt wissen. „The distinctive contributions of Scotland and Ireland must be integrated fully into domestic and imperial history. At the same time, political thought must interact with the political process if the prospect of an integrated British history is ever to be accomplished.“ (S. 2) Neben dem europäischen ist es der transozeanische Kontext, in den er das

britische Geschehen eingebunden sieht; verbinden und vergleichen möchte er aber auch die Entwicklungen in England, Wales, Schottland und Irland.

Die Hervorhebung des europäischen Zusammenhangs der britischen Geschichte ist ein Ergebnis neuerer Entwicklungen, zu denen die Krise der alten nationalstaatlich orientierten Geschichtsschreibung zu zählen ist. Politische Debatten haben ihre Spuren hinterlassen: Der Europäisierungsprozess macht sich bei der Entwicklung dieses Konzepts bemerkbar. Die ebenfalls und gleichzeitig beobachtbare Tendenz zur Regionalisierung – hier sei nur an die Aufwertung des regionalen Faktors durch die Schaffung von Volksvertretungen in Schottland und Wales unter New Labour verwiesen – bietet für Historiker, die den partikularen Aspekt in der Geschichte der Nationen herausarbeiten, den aktuellen Bezug. Den tatsächlich auch vorhandenen Bindungen und Interaktionen zwischen Großbritannien und den Kolonien entspricht die stärkere Betonung der transozeanischen Perspektive.

Macinnes strukturiert seinen Text entlang der Wahrnehmung bzw. der Perspektiven der handelnden Personen und Gruppen. Diese sind gegliedert in vier deutlich unterscheidbare und sich auf Abstammungs- und Herkunftsmythen berufende Sichtweisen und Politikbegründungen.

Macinnes stellt neben einer „britannischen“, einer schottischen und einer irischen auch eine goti-

sche („gothic“) fest. Unter den ersten drei Sichtweisen, die er auch als imperial, konföderal („confederal“) und assoziiert bezeichnet, versteht der Autor britische Positionen. Mit der gotischen Perspektive meint *Macinnes* eine Sichtweise, die von der Überlegenheit und höchsten Autorität des englischen Parlaments und des common law ausgeht, eine definitiv anglozentrische Herangehensweise also. Die Durchsetzung der Independents gegen ihre presbyterianischen Gegner und royalistischen Feinde in Gesellschaft und Parlament in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre des 17. Jh.s wird bei *Macinnes* zum „Gothic Triumphalism“, und die ersten Jahre der Republik werden zum „Gothic Engagement of 1649–1651“. Ist es sinnvoll, hierfür den Begriff „gothic“ heranzuziehen? Die Bezeichnung ist im genannten Zusammenhang irritierend, wenn nicht ganz und gar falsch. Die Bezeichnung „gothic“ für einen bestimmten Architekturtyp im Mittelalter wurde im 19. Jh. für eine Wiederbelebung entsprechender Bauelemente im Rahmen des „Victorian Gothic“ verwandt, aber auch für einen bereits im 18. Jh. aufgetauchten Literaturtyp der „Gothic Novels“, die eine mittelalterliche Romantik mit Okkultem und Mord- und Gewaltgeschichten entwickelten. Dieser Literaturtyp, auch als Schauerroman bekannt, hat mit dem, was *Macinnes* als „Gothic proponents of English greatness“ im 17. Jh. versteht, vielleicht die Sehnsucht (oder das Streben) nach einer Welt von

Gestern gemein. In der Geschichtswissenschaft ist der Begriff „gothic“ für die von ihm beschriebene Strömung nicht gebräuchlich. Hier wird von der Lehre der ancient constitution gesprochen (man vergleiche die einschlägigen Arbeiten von J. G. A. Pocock, Glenn Burgess oder Johann P. Sommerville).

Generell scheint mir das Konzept einer „gothic perspective“, die nach 1645 triumphierte, zu eng gefasst zu sein: Der Vielfalt radikaler Ideen und Strömungen der Jahre des Bürgerkriegs und der Revolution wird es keinesfalls gerecht. *Macimmes'* Anspruch an eine integrierende, die Beiträge der Schotten und Iren berücksichtigende und den europäischen Kontext und die transozeanischen Verbindungen einbeziehende Frühneuzeitforschung ist hoch, gerecht wird er dem nur in der relativ breiten Behandlung des schottischen Faktors in den Jahren vor 1660, was für die historische Forschung allerdings kein Novum ist. „The British Revolution, 1629–1660“ ist eine weitgehend traditionelle Politikgeschichtsschreibung mit einer recht fragwürdigen „Entdeckung“ einer gotischen Perspektive englischer Revolutionäre.

Ann Hughes legt mit „Gangraena and the Struggle for the English Revolution“ eine gründliche Studie zu einem Bestseller der Jahre der Englischen Revolution vor. *Hughes* bezeichnet ihre Untersuchung als „a book about a book“, was vielleichtritisches Understatement ist, kann sie

doch auch viel Erhellendes zum gesellschaftlich-politischen Kontext und zu den Debatten, in die das Buch eingebunden war, beitragen. Tatsächlich handelt es sich um drei Bücher, nämlich die 1646 in London erschienenen drei Teile der *Gangraena*. Der Autor war Thomas Edwards, ein Londoner presbyterianischer Geistlicher, der sich in einem unerbittlichen Kampf mit sektiererischen und gegnerischen Protestanten wühlte. Edwards *Gangraena* diente mehrfach in der historischen Forschung als Quelle für die Untersuchung des Sektenwesens der revolutionären Jahre. Sein Alarmruf wurde vielfach als intolerant, paranoid und hysterisch eingestuft.

Hughes legt das Ergebnis von mehr als einem Jahrzehnt Forschung vor und rechtfertigt ihr intensives Studium des Werks als einen Beitrag zur Kulturgeschichte der Englischen Revolution: „Gangraena was probably the most controversial and most influential of all the printed productions of the 1640s, and did more than any other books to polarize parliamentarians as they won the first civil war and agonized over peace“ (S. V).

Neben der Textgeschichte arbeitet *Hughes*, die Wert darauf legt, *Gangraena* stärker als Text, denn als Quelle zu lesen, die vielfältige presbyterianische Debatte der 1640er Jahre auf. Dabei vermeidet sie eine einseitige Einordnung des Presbyterianismus als eine konservative Antwort auf radikalere Kräfte. Zudem untersucht sie das Netz presbyteriani-

scher Verbindungen, Kontakte, und Propaganda in London, das als eine Stadt voll radikaler Strömungen in einer extremen Krise geschildert wird, und sie zeigt die Kommunikation mit und in der Provinz. Gangraena wird untersucht als Mittel der presbyterianischen Meinungsbildung, Debatte und Mobilisierung. Historiker, die die religiös-politischen Kontroversen im revolutionären Lager der 1640er Jahre in England studieren, werden in den nächsten Jahren kaum auf diese genaue und umsichtige Arbeit verzichten können.

Roland Ludwig

Thomas Fischer/Anneliese Sitarz (Hrsg.): Als Geschäftsmann in Kolumbien (1911–1929). Autobiographische Aufzeichnungen von Hans Sitarz (= Lateinamerika-Studien, Bd. 46), Frankfurt a. M.: Vervuert 2004, 313 S.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um den autobiographischen Bericht des 1889 in Wien geborenen Hans Sitarz, der 1911 nach Kolumbien auswanderte, um dort Karriere zu machen. Der Text folgt den verschiedenen Stationen seines erfolgreichen Werdegangs und kann damit als exemplarische Vita eines europäischen Aufsteigers in Übersee gelesen werden, dem, wie er es selbst ausdrückt, seine eigenen Zukunftsmöglichkeiten „um so günstiger erschienen ... je weniger entwickelt ich das Land vor mir sah“ (S. 35). Allerdings,

und dieser Umstand darf bei der Lektüre und kritischen Beurteilung des Textes nicht vergessen werden, schreibt Sitarz aus der Retrospektive: Das von Thomas Fischer und Anneliese Sitarz, der Tochter des Autors, herausgegebene Buch basiert auf einem Manuskript, das Sitarz erst Anfang der 1950er Jahre schrieb. Bei der Niederschrift stützte er sich zwar auf seine damaligen Tagebücher; diese sind allerdings, wie Fischer in seinem Vorwort anmerkt (S. 22), nicht mehr vorhanden. Eine kritische Beurteilung der Veränderung der Wahrnehmung einer Person in zwei sehr verschiedenen Lebensabschnitten sowie der Differenz des privaten zu dem zur Publikation bestimmten Text wird so sehr erschwert. Trotzdem bleibt der Quellenwert dieses Berichts eines Aufstiegs vom einfachen Angestellten einer kleinen Import-/Exportfirma bis zum Generaldirektor einer angesehenen binationalen Bank bemerkenswert.

Sitarz' Schilderung beginnt noch in Stettin, wo ihm der „Überseeische Verein“ als Kontaktpunkt für die Vermittlung einer Stellung in der Firma „Ernst Pehlke“ in Bogotá diente. Da sich schon bald nach der Ankunft in Kolumbien zeigte, dass diese ihm seine Hoffnungen auf ein zügiges Hocharbeiten nicht erfüllen würde, nutzte Sitarz sein schnelles Einleben in die fremde Umgebung auch, um anderweitig nach einer Anstellung Ausschau zu halten. Zwei Jahre nach seiner Ankunft erhielt er schließlich das Angebot, zu der